

nigen verständnisgefährdenden Stellen mit Textverderbnissen wurden gelegentlich Emendationen vorgenommen (basierend auf weiteren bekannten Textzeugen oder Vorlagetexten); in vielen Fällen erweisen sich jedoch klärende oder kommentierende Anmerkungen als passender.

An vereinzelten Stellen würde man trotz der praktischen Orientierung solcher Angaben eine etwas komplexere Begründung begrüßen, insbesondere in den Fällen, die unklar bzw. mehrdeutig sein können oder wo ggf. Emendationen vorgeschlagen werden, so z.B. bei dem wenig klaren Beleg mit der Zahlangabe „xvij praschen kaufen“ (S. 71, Anm. 106) oder in der Erläuterung zu den Anweisungen für Wundärzte (Chirurgen), wo bei der Warnung „vor vnreinen weibern“ die wohl naheliegende sittlich moralistische Deutung nicht akzeptiert wird (S. 119, Anm. 246, S. 120) – trotz der Verdeutlichung im Text „das er do bey nicht des nachtes lige“ sowie der weiteren Ermahnungen gegen „trunkenheit“ bzw. „grossen spile“ (S. 120).

Die Auswertungsmöglichkeiten der präsentierten Texte sind relativ vielfältig und reichen in die primären Arbeitsbereiche mehrerer Fachdisziplinen. Es handelt sich um wertvolle Quellen der Medizingeschichte einschließlich der zeitgenössischen Praxis der medizinischen Behandlung; ferner sind es interessante kultur- und mentalitätsgeschichtliche Zeugnisse. Manche repräsentativen Ausfertigungen sind vergleichbar mit bedeutenden Exemplaren der Buchkultur, wie sie für die „schöne Literatur“ i.e.S. bekannt sind; anhand der Überlieferungsgeschichte oder der gelegentlich recht langen Importwege von einzelnen Handschriften können einige Aspekte des Wissens- und Kulturtransfers im Mittelalter und der Frühen Neuzeit beleuchtet werden. Als sprachliche Quellen zeigen die vorliegenden Texte oft eine wünschenswerte Praxisnähe, so dass eine geringere künstliche Stilisierung zu erwarten ist, dabei erfordert die Vermittlung von Fachwissen prägnante und (für die jeweiligen primären Benutzer) verständliche Formulierungen.

Einige der genannten Aspekte finden in einleitenden Texten und begleitenden Kommentaren Berücksichtigung, detailliertere Perspektiven werden durch die umfassende Fachbibliographie eröffnet; durch die Anschaulichkeit der Darstellung und die benutzerfreundliche Kombination der Buchveröffentlichung und einer frei zugänglichen Online-Datenbank leistet das Buch einen beachtenswerten Beitrag zur Popularisierung dieses Gebiets und kann ebenso eine weitergehende Beschäftigung mit diesem Themenkreis anregen.

*Vlastimil Brom*  
*Ústav germanistiky, nordistiky a nederlandistiky*  
*Filozofická fakulta, Masarykova univerzita Brno, CZ*  
*Arne Nováka 1, 602 00 Brno*  
*e-mail: brom@phil.muni.cz*

**Wolfgang Riedel: Nach der Achsendrehung. Literarische Anthropologie im 20. Jahrhundert.**  
Würzburg: Königshausen&Neumann, 2014, 423 S.

Nach der umfassenden und durchaus richtungsweisenden Publikation zu der Geburtsstunde der Anthropologie in der sogenannten Sattelzeit (Die Anthropologie des jungen Schiller. Zur Ideengeschichte der medizinischen Schriften und der *Philosophischen Briefe*, Würzburg 1985), der ein Blick auf die Schwelle zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert folgte („Homo Natura“). Literarische Anthropologie um 1900, Berlin, New York 1996), betritt der Würzburger Germanist Wolfgang Riedel in seinem neuesten, 2014 herausgebrachten Buch (er selbst versteht es nicht als Monographie, allenfalls als gesammelte Studien, die jedoch zugleich mehr als Summe ihrer Teile sein wollen, indem sie wesentliche Züge der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts zu erfassen suchen) die Epoche des 20. Jahrhunderts, sosehr der Schwerpunkt – zumindest proportional – auf dessen ersten 30 Jahren liegt.

Diese Akzentsetzung mag mehrere Gründe haben: in ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts haben Autoren publiziert, denen sich Riedel am eingehendsten widmet: H. von Hofmannsthal,

R. Müller, A. Döblin, vor allem T. Mann, R. Musil und G. Benn, denen sogar jeweils zwei Studien gewidmet sind. Außerdem versteht Riedel sein neuestes Buch als Fortsetzung seiner früheren Monographien, insbesondere zumal seiner Habilitation „Homo Natura“, sofern die darin herausgearbeitete Entwicklungsdynamik zwingend auch über das Jahr 1900 gewirkt hatte, in den ersten Jahrzehnten wohl noch am intensivsten. Und drittens scheint mir, dass Riedels immense – vereinfacht gesagt – außerphilologische Belesenheit (Philosophie, Theologie, Ethnologie, Psychoanalyse, Medizin, wie auch die Naturwissenschaften insgesamt) sich doch, soweit hier gar ein Vergleich erlaubt ist, viel stärker aus dem Wissen des 18. und 19. Jahrhunderts speist (seine Dissertation vom jungen Schiller und die Habilitation *Homo Natura* legen von deren Breite ein klares Zeugnis ab), womit allerdings nur gesagt werden will, dass das neueste Wissen des 20. Jahrhunderts Riedel selbstverständlich auch parat hat.

Es ginge ja auch nicht anders, denn das vorliegende Buch ist zugleich Riedels dritter Versuch, die Brücke zwischen Anthropologie und Literatur zu schlagen, ja das Grenzgebiet zwischen Wissen und Literatur zu vermessen. Seit den 1980er Jahren, also seinem ersten Versuch, wurde in dieser „Forschungslandschaft“ viel geleistet: während sie in den 80er und frühen 90er Jahren für die Germanistik Stück für Stück erschlossen und abgesteckt wurde (Riedel gehörte in dieser Vermessungsphase<sup>1</sup> mit seinem Berliner Lehrer H. J. Schings<sup>2</sup> und seinem jetzigen Würzburger Kollegen H. Pfothenhauer<sup>3</sup> zu den germanistischen Pionieren der literarischen Anthropologie), erfolgte – auch, aber nicht nur – infolge der kulturwissenschaftlichen Neuprofilierung der Literaturwissenschaft deren Ausdifferenzierung in mehrere Forschungsstränge (neben der erwähnten Schings-Pfothenhauer-Riedel Linie etwa die Konstanzer Gruppe um A. Koschorke, weitere Ansätze von A. Kösenina, R. Borgards, J. Vogl u.A.), um nach 2000 ins Stadium des komprimierten und übersichtlichen Handbuchwissens überzugehen.<sup>4</sup> Der Blick auf dieses mittlerweile sehr breite und methodisch avancierte Forschungsfeld zeigt, dass Riedel, stützt man sich auf die erwähnten Handbücher, Rezensionen wie auch anerkannte Studien zum Thema, darin eine relativ starke Position vertritt, die freilich gegen Kritik nicht gefeit ist: beanstandet wurde hie und da Riedels mangelnde methodologische Fundierung eben des zentralen Bezuges zwischen Literatur und Anthropologie,<sup>5</sup> konkret sein anachronistisches Beharren auf dem kategorialen Antagonismus zwischen dem literarischen und naturwissenschaftlichen Diskurs, das ja eine adäquate Einsicht in den komplexen Zusammenhang von Literatur und Wissen versperre;<sup>6</sup> moniert wurde auch sein offensichtliches Privilegieren der Literatur, die er – wohl zu emphatisch – für den Diskurs des Anderen der Vernunft, des Nicht-Ratiöden, und somit für das ausschließliche Medium der wahren Erkenntnis des Menschen, ja ein überzeitliches Bollwerk des Humanismus halte, ohne die historische Bedingtheit des Humanismus in Betracht zu ziehen;<sup>7</sup> letztendlich wurde bemängelt, dass Riedel die wissenschaftlichen Aussa-

<sup>1</sup> Vgl. W. Riedel: Anthropologie und Literatur in der deutschen Spätaufklärung. Skizze einer Forschungslandschaft. In: *Sonderheft IASL* 6 (1994), S. 93 – 157.

<sup>2</sup> H. J. Schings (Hg.): *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG-Symposium 1992*. Stuttgart/Weimar 1994.

<sup>3</sup> Vgl. H. Pfothenhauer: *Literarische Anthropologie. Selbstbiographien und ihre Geschichte – am Leitfaden des Leibes*. Stuttgart 1987.

<sup>4</sup> Für das Grenzbereich Wissen-Literatur im Allgemeinen, und Anthropologie-Literatur im Besonderen sind vor allem zwei im Metzler-Verlag herausgebrachte Handbücher instruktiv: *Handbuch Anthropologie*, Hg. Von E. Bohlken und Ch. Thies (2009) und *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Hg. R. Borgards, H. Neumeyer, N. Pethes, Y. Wübben (2013).

<sup>5</sup> Vgl. *Handbuch Anthropologie*, Hg.: E. Bohlken und Ch. Thies (2009), S. 179.

<sup>6</sup> Vgl. B. Bühler: *Lebende Körper. Biologisches und anthropologisches Wissen bei Rilke, Döblin und Jünger*. Würzburg 2004, S. 18.

<sup>7</sup> B. Heyl: W. Riedel: „Homo Natura“. Literarische Anthropologie um 1900. In: *Scientia Poetica*.

gen vom Menschen übernehme, ohne nach den epistemischen Bedingungen zu fragen, die diese Aussagen in der jeweiligen historischen Situation ermöglicht hätten, und somit andererseits zu universalen anthropologischen Konstanten tendiere, anstatt zu erforschen, wie das jeweilige spezifische Bild (Konstrukt, Projekt) des Menschen im produktiven Spannungsfeld der Literatur und Wissenschaft konstruiert worden sei.<sup>8</sup>

Einfacher gesagt, bis zu „Homo Natura“ schien sich Riedel weniger dafür zu interessieren, wie sich das Wissen in den historisch einmaligen Dynamikprozessen konstituiert, an deren spezifischen Wahrheitsmaßstäben es allein zu messen sei, sondern vielmehr dafür, womit sich produktiv solche Literatur auseinandersetzt, der es um den „ganzen Menschen“ geht: eine Literatur, die nur dann Wissen ist, wenn sie den nicht entzweiten und nicht halbierten Menschen im Blick behält, ja ihn – als literarische Anthropologie – in seiner Natur bewahrt. Andere Literaturen und anderes Wissen waren für Riedel nur sofern von Belang, als sie von derart definierten literarischen Anthropologie überragt werden. Daher lenkte er sein Augenmerk primär darauf, wie der Mensch in der jeweiligen Epoche literarisch diskursiviert wird, freilich immer nach Maßgabe der literarischen Anthropologie (um 1900 heiße Natur nicht mehr Natur, sondern Leben, ergo geschlechtlich fundiertes Treibleben, was ja auf die Zusammenwirkung der Lebensphilosophie, Biologie und Psychoanalyse zurückzuführen sei), und nicht der Wissenschaft als einer szientifistischen Welteinstellung. Der Maßstab des ganzen Menschen, dem zu genügen sei, mag hier die Wissenschaft recht unterkomplex zu einer flachen und eindimensional rationalen Angelegenheit, während die Literatur wiederum überkomplex und emphatisch zu dem Diskurs des Anderen der Vernunft, ja dem Bewahrer des Nicht-Ratiöden gemacht haben. Nur unter dieser Bedingung leuchtet mir eine der Schlüsseltthesen aus „Homo Natura“ ein, Literatur rezipiere das biologische Wissen nicht im strikten Sinne wissenschaftlich, folglich liiere sich die Dichtung, um einen nicht szientifistischen Begriff der Natur zu retten, nicht mit der Naturwissenschaft, sondern zwingend mit der Naturphilosophie.

Wie nehmen sich nun diese an „Homo Natura“ adressierten Kritikpunkte aus, wenn man Riedels neueste Publikation zur Hand nimmt? Die modernste Naturwissenschaft scheint ihm entgegenzukommen, da sie – wie etwa aus der Studie zu H. M. Enzensberger hervorgeht – von sich aus größere „Freiheitsgrade“ zu entwickeln, also ihrerseits zu höherer Kontingenz- und Unsicherheitsbereitschaft, ergo Offenheit bereit sei. Indem die Naturwissenschaften diese scienfizistischen Überreste loswerden, wird auch die strikte Grenze zwischen dem wissenschaftlichen und literarischen Wissen, ja zwischen den zwei Kulturen (Ch. P. Snow) Schritt für Schritt hinfällig, was den Blick frei macht für eine synthetische – die Naturwissenschaftler würden wohl sagen – dritte Kultur macht, auf der die wie auch immer hypothetischen Zusammenwirkungen, Parallelitäten und Homogenitäten zwischen poetischen und (natur)wissenschaftlichen Elementen plausibel erscheinen. Dass diese dritte Ebene zugleich für einige Literaten spätestens seit den 1970er Jahren einen Ausweg aus falschen Alternativen und als ungenügend empfundenem (geschichts)politischen Weltbild darstellen konnte, zeigt Riedel mehr als deutlich in den Studien zu H. M. Enzensberger und D. Grünbein. Eben Beschreibungen und Theorien zukunftsöffener Naturprozesse würden etwa Enzensberger „den Absprung aus dem geschichtsphilosophischen Paradigma“ (290) ermöglichen, das für ihn spätestens nach seiner kubanischen Anabasis in bisheriger Form keine akzeptable Alternative darzustellen schien. Indem er die Natur- auf die Geschichtserkenntnis zu übertragen suche, „gewinnt er dem historischen Denken seine genuinen Freiheitsgrade zurück. Naturkunde als historisch-politisches Lehrstück“ (290). Auch Grünbein erblickte in diesem „dritten Weg“ laut Riedel eine Option, die falsche Alternative zwischen Engagement und Autonomie zu verabschieden, um zur positiven Erkenntnis des Menschen zu finden, die ja eine primär naturwissenschaftliche war: „Quantenmechanik, Astronomie, Hirnspsychologie, Kybernetik, Ethnologie...“ (300). Gerade an diesen zwei naturwissenschaftlich durchaus belesenen Literaten demonstriert Riedel nicht nur die These von der zwingenden Allianz (hier redet er eher von der Konkurrenz) der Literatur und der

*Jahrbuch für Geschichte der Literatur und Wissenschaften*, 1999/3, S. 238 – 246, hier S. 243.

8 *Handbuch Anthropologie*, Hg.: E. Bohlken und Ch. Thies (2009), S. 181.

wissenschaftlichen Wissensformen der Moderne, sondern arbeitet auch den spezifisch literarischen Modus heraus, in dem das naturwissenschaftliche Wissen in beiderseits fruchtbarem Kontakt (Stichwort „wilde Lektüre“) mit den Traditionen des eher literarischen Elements (bei Enzensberger etwa das Schöne, das Erhabene) anverwandelt und unter neuen Bedingungen zu neuen Formen werden könne.

Als würde er es den Kritikern der „Homo Natura“ deutlich machen wollen, wird nun Riedel nicht müde zu betonen, was zwischen Wissenschaft und Literatur ablaufe, sei keine Einbahnstraße der literarischen Rezeption des Wissens, vielmehr eine gegenseitige Partizipation an „einer gemeinsamen intellektuellen Vorstellungswelt“, in der man von ähnlichen Fragen ausgehend zu verwandten Antworten bewegt werden könne (vgl. 266). Und daher, ein weiterer Wink, gebe es für ihn so wenig eine einzige universale literarische Anthropologie, so wie es notwendigerweise mehrere, historisch unterschiedliche Weisen gebe, den Menschen und seine Natur zu thematisieren: beide seien grundsätzlich geschichtliche wandelbare Phänomene, beide gebe es nur im Plural (vgl. 377). Sosehr Riedel nach wie vor an einem emphatischen Literaturbegriff festhält (die Literatur hat für ihn stets etwas qualitativ die verlorene Einheit Kompensierendes, bleibt also primär anthropologisch fundiert), kommt bei der Lektüre seines neuesten Buches selten das Gefühl auf, hier werde dem literarischen Vorrecht gegenüber der allenfalls rationalen Wissenschaft das Wort geredet, ja vielmehr spürt man seitens des Verfassers eine skeptische Distanz, sobald gerade derart emphatisch verstandene Literaturauffassungen referiert werden: etwa Musils übermäßig anspruchsvolles literarisches Konzept, das dezidiert den Naturwissenschaften wie auch der Philosophie übergestellt wird, bezeichnet Riedel recht nüchtern als ein selbstbewusstes, um dessen Begründung willen Musil eine „befremdlich klingende epistemologische Unterscheidung“ habe vornehmen müssen (vgl. 70).

Die bereits erwähnten Studien zu Enzensberger und Grünbein aus dem III. Kapitel „Elixiere der Dichtung“, wo noch R. Gernhardt, H. Müller und G. Benn analysiert werden, reichen mit in die jüngste Vergangenheit. Dadurch liefern sie einerseits das „lyrische“ Kommentar zu dem methodologischen IV. Kapitel „Méthode par provision“, das zwei recht harte methodisch-programmatische Absetzungen von den neuesten kulturwissenschaftlichen und theoriegeleiteten Trends in der Germanistik beinhaltet (beide im Namen der „ästhetischen Distanz“, des freien Optionsdenkens, der zwingend „tropischen [metaphorischen] Gründe des Wissens“, all dies möglichst ohne Absicherung, und wenn, dann mit einer vorläufigen), andererseits kann man sie für ein Pendant zu dem „prosaischen“ II. Kapitel „Subjektschicksal im modernen Roman“ halten, in dessen Mittelpunkt zwei Nachkriegsautoren stehen, M. Frisch und W. Koeppen, denen Analysen der Werke von T. Mann, A. Döblin, R. Musil und R. Müller zugesellt werden, in denen am stärksten das Potenzial von *Homo Natura* umgesetzt und ausgenutzt wird. Dasselbe mag in starkem Maße für das Kapitel I. „Ursprache und Spätkultur“ gelten, einer Gratwanderung zwischen der Ethnologie, Psychoanalyse, Geologie, Philosophie und Literatur, meist in den letzten Jahrzehnten des 19. und den ersten des 20. Jahrhunderts.

Bereits diese Strukturierung macht nochmal klar: „Die Achsendrehung“ (G. Simmel) auf den ganzen Menschen hinzu ist für Riedel ein kontinuierlicher Prozess, dessen Formationen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts genauso gut festzuhalten sind, wie er sie bereits in der Sattelzeit, oder um 1900 herausgearbeitet hatte. Als Wissenschaftler steht er sozusagen in Kontinuitäten, überall Diskontinuitäten und Brüche zu erblicken, liegt ihm nicht. Daher bettet er auch sein Thema in Kontinuitäten ein, so schwer belegbar sie auch sind. Um den für das Verstehen nötigen Wissenshorizont zu rekonstruieren, bemüht er also in der Regel nicht nur den zeitgleichen Kenntnisstand, sondern – über Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hinweg – all das, was in seinen Augen mit dem jetzigen Horizont bereits verschmolzen worden sein mag. Riedels Schreib- und Denkweise zeichnet sich durch beneidenswerte Fähigkeit aus, quer durch die einzelnen Wissensdisziplinen zu vermitteln, um anhand der Analogien, Ähnlichkeiten und Parallelitäten (er nennt es mit Wittgenstein „Familieähnlichkeiten“ [265]) einen „geistigen Raum“ (288) dessen zu umreißen, was man zu der jeweiligen Zeit gelesen, gewusst und wie man dies bearbeitet und anverwandelt haben kann, freilich meist im Modus der allenfalls auf ihre Wahrscheinlichkeitsgrade überprüfaren Hy-

pothesen. Was Riedel als Methode in seinen Einzelstudien vorschwebt, ist „eine modellgeschichtliche Perspektivierung der Denkmöglichkeiten, in denen“ (267) sich die Literaten bewegen. Aus einem bestimmten literarischen Text der 1990er Jahre mögen daher Spuren nicht nur etwa zur Quantenphysik freigelegt werden, sondern genauso gut in die Sattelzeit (wohl nicht von ungefähr ist in Riedels Buch zur Literatur des 20. Jahrhunderts die stärkste Referenzperson nach wie vor F. Schiller). Freilich mögen dann diese Entwicklungslinien, zumal sie wiederholt vorkommen (was allerdings bei einer Sammlung von Studien kaum zu vermeiden ist), das Überraschungspotenzial bei der Lektüre mindern, andererseits wird man dafür durch manche inspirativen Entdeckungen unterschiedlicher Art entschädigt.

So wartet Riedels Text nicht nur mit Interpretationen weniger bekannter und schwer zu bewältigender Texte (etwa aus Döblin wird nicht *Berlin Alexanderplatz*, sondern *Berge, Meere und Giganten* analysiert, ein furchterregender Text) auf, sondern auch mit unzähligen Quellenhinweisen die überraschende und untraditionelle Lektüren nahelegen; vielerorts ist man als Leser geneigt, lieber im Lexikon nachzuschlagen, ob es da tatsächlich etwa die Tradition der *philosophica electica* oder *electiva* gibt in der Form, von der sich Riedel für seine Methode einiges verspricht, so unglaublich würdig mutet es an, und manchmal hilft auch das Lexikon nicht viel weiter. Von einzelnen Namen und Studien, durch deren Kenntnis Riedels Interpretationen an Brisanz gewinnen, lohnt es sich fast nicht zu sprechen, es gibt sie in einer kaum überschaubaren Fülle: sie werden – von J. Michelets *La mer* (1861) bis zu etwa S. Ferenczis *Versuch einer Genitaltheorie* (1924) – stets mit dem Ziel eingebaut, den geistigen Raum des jeweiligen Literaten (in diesem Falle G. Benns) möglichst differenziert zu konturieren. Mit Vorliebe deckt Riedel Dreieck- oder Doppelkonstellationen auf, in die sich Autoren einschreiben (R. Gernhardt zwischen H. Heine und F. Schiller, D. Grünbein zu G. Büchner, M. Frisch zu A. Camus), genauso gern nimmt er Werke aus literaturgeschichtlich kanonisierten Kontexten heraus, um für sie eine adäquatere Position in Aussicht zu stellen (das Paradebeispiel hierfür ist W. Koepfen, über lange Jahre ausschließlich auf zwei Koordinate festgebunden, das der politischen Restauration und das der avancierten Moderne, den Riedel nicht ohne Erfolg anthropologisch zu lesen sucht). Weit am häufigsten jedoch wird dank Riedels Studien der Blick frei auf breitere und auf den ersten Blick zugedockte Quellenbezüge, in deren Spuren Literaten eingebettet werden. Diesbezüglich stechen die Studien des ersten Kapitels hervor, in denen unterm Stichwort „mythisches Denken“ souverän die Quer- und Parallellinien der Schlüsseltopoi zwischen Ethnologie (K. von Steinen, L. Lévy Bruhl) und der Symboltheorie E. Cassirers und F. T. Vischers gezogen werden, die dann über F. Nietzsches mit S. Freuds Psychoanalyse verkoppelt werden, um ihrerseits wieder, nun unterm Stichwort „Poesie als Muttersprache des menschlichen Geschlechts“, mit dem metaphorischen Grund des menschlichen Sprechens und Denkens verschränkt zu werden. Eine der Pointen dieser über weite Strecken funktionalen ideengeschichtlichen Exkurse besteht darin, dass das, womit hier Riedel im ersten Kapitel bei Vico, Hamann, Herder, oder Jean Paul aufhört, nicht nur im Epilog desselben Kapitels, sondern zugleich im allerletzten Text des Buches aufgegriffen wird, wo diese Linie ihren vorläufigen und von Riedel sehr geschätzten Höhepunkt findet, nämlich bei H. Blumenbergs nachrhetorischen Metaphertheorie.

Was kann, um langsam zu resümieren, jenseits des unumstrittenen rhetorisch-ästhetischen Genusses Riedels Untersuchung zum Verhältnis von Anthropologie und Literatur im 20. Jahrhundert all den Germanisten bieten, die sie in der Hoffnung zu lesen beginnen, die moderne deutschsprachige Literatur besser kennenzulernen? Zunächst mal einige richtungsweisende Aufforderungen, denen zu folgen sich lohnen könnte. Damit meine ich die – meist in Fußnoten untergebrachten – Hinweise darauf, dass, erstens für die moderne Literatur insbesondere „semi-philosophische Großkonzepte wie Evolution, Entropie, Selbstorganisation“ wohl etwa vergleichend wichtige Funktion des „Hintergrundnarrativs“ erfüllen könnten, wie die „theologischen für die mittelalterliche und frühneuzeitliche oder mythologische für die antike“ (222). Zweitens sollte man als Germanist nicht weghören, wenn Riedel den breiten Kreis des „*philosophischen Denkens nach Darwin*“ konturiert, dem er nicht nur M. Scheler, H. Plessner, A. Gehlen oder W. v. Weizsäcker, sondern auch Benn, Döblin, Rilke, Musil, Th. Mann u.A., zuordnet, denn solch eine transdisziplinäre Diskursformation

gehöre einmal umfassend beschrieben (vgl. 273). Und schließlich drittens könnte man sich durch die Bemerkung angesprochen fühlen, das literarische Feld (wohl des gesamten 20. Jahrhunderts) werde leider primär mithilfe politischer Unterscheidungen vermessen, wobei ausgeklammert werde, dass anthropologische und Naturkonzepte (wohl nicht allein, vielmehr in der produktiven Spannung zu anderen Konzepten, einschließlich der politischen, würde ich ergänzen) den Blick auf die Literaturgeschichte nach 1945 fundamental verändern könnten (vgl. 379).

Darüber hinaus macht die Lektüre dieses Buches den Leser bescheidener, skeptischer zu allen verlockenden alleserklärenden Angeboten, dafür mutiger und fleißiger, weiter zu lernen. Wer Riedels Überzeugung zu teilen bereit ist, das Haus der Germanistik habe viele Räume, wird kaum umhinkönnen, seine Untersuchungen immer wieder in die Hand zu nehmen.

*Aleš Urválek*

*Ústav germanistiky, nordistiky a nederlandistiky  
Filozofická fakulta, Masarykova univerzita Brno, CZ  
Arne Nováka 1, 602 00 Brno  
e-mail: urvalek@phil.muni.cz*

Gegen das Vergessen des norwegischen Holocausts

Michelet, Marte. **Den største forbrytelsen : Ofre og gjerningsmenn i det norske Holocaust.** 314 S. Oslo: Gyldendal 2014, ISBN 978-82-05-47043-9.

Alvik, Therese. **Familien Steinfeld. Da byen gråt.** 207 S. Førde: Selja Forlag 2013, ISBN 978-82-8240-074-9.

Über den Holocaust zu forschen ähnelt einem Gang durch die Hölle der Unmenschlichkeit. Unverändert kommt niemand zurück – weder als Zeitzeuge damals, noch als Zeitarchäologe heute. Sieben Jahrzehnte nach dem Kriegsende erscheinen Bücher, die manche Überlebenden erst mit großem Zeitabstand zu schreiben im Stande waren und sind. Das Selbsterlebte gleicht dem Unsagbaren, und doch haben einzelne Augenzeugen ihre Leidensgeschichte rekonstruiert, weil sie verhindern wollen, dass sie in Vergessenheit gerät. Die Forscher hingegen setzen den Tatsachenbestand oft in Form von äußeren Indizien wie ein Puzzle zusammen – die Geschichte wird konstruiert nach den überlieferten oder neu gefundenen Materialien. Die Zeitzeugen traten gegen die Verdrängung des Ungreifbaren und Unbegreifbaren auf. Jetzt stellt sich die Frage, wie man mit der Erinnerungskultur in Zukunft umgehen wird; denn ohne Verlass auf die biographisch verbürgte Integrität des Autors ist man mit einer völlig neuen Textur konfrontiert. Dazu zwei Beispiele aus Norwegen.

Die norwegische Journalistin Marte Michelet hat das Dokumentarbuch *Den største forbrytelsen: Ofre og gjerningsmenn i det norske Holocaust (Das grösste Verbrechen: Opfer und Täter im norwegischen Holocaust, 2014)* veröffentlicht. Michelet baut auf einer profunden Kenntnis der bisherigen Forschung, auf früher veröffentlichten Interviews, Tagebüchern, Memoiren oder Rechtsprotokollen. In vier chronologische Teile struktuiert, strebt der Text nach einem Gesamtbild der historischen Ereignisse, gepaart mit dem konkreten Schicksal einer norwegisch-jüdischen Familie, der Familie Braude aus Oslo. Charles Braude war nämlich ein bekannter norwegischer Boxer, sein Bruder Harry trat als Schauspieler und Musiker auf. Die Verfasserin zeichnet hier ein breites Panorama, wo sich auch internationale Kontexte vor und während des zweiten Weltkrieges kreuzen. Und schon deswegen, dass die Porträts der Opfer, aber auch der Täter integriert werden, stellt der Text im Rahmen der norwegischen Sachprosa einen neuen Typus dar.

Michelet geht sowohl von einem umfangreichen wie auch von einem repräsentativen Material aus; sie arbeitet mit offiziellen Dokumenten der norwegischen Politik und Presse, mit Ergebnissen der historischen Forschung, mit dokumentaren Titeln, mit Quellen des Jüdischen Museums in Oslo als auch mit solchen des Forschungsresidenscenters „The Center for Studies of the Holocaust and Religious Minorities.“ Auch Anspielungen auf norwegische Romane, Lyrik oder Filmproduktio-